

Zeitschrift: Collage : Zeitschrift für Raumentwicklung = périodique du développement territorial = periodico di sviluppo territoriale

Herausgeber: Fédération suisse des urbanistes = Fachverband Schweizer Raumplaner

Band: - (2013)

Heft: 3

Artikel: Blick aus dem Fenster : aber nicht über den Tellerrand

Autor: Fröhlich, Martin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-957225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Blick aus dem Fenster – aber nicht über den Tellerrand

MARTIN FRÖHLICH

* 1940, Architekt ETH, ehem.
Leiter MAS Denkmalpflege der
Fachhochschule Bern, Publizist mit
Schwerpunkt Architekturgeschichte,
insbesondere Gottfried Semper.



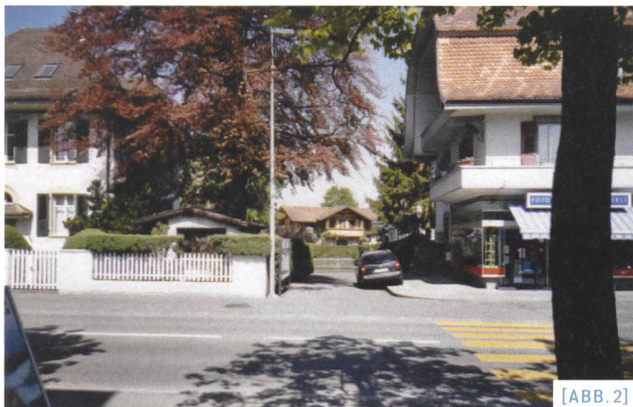
[ABB. 1]

Mein Arbeitsplatz befindet sich mitten in Münchenbuchsee (10km N von Bern), im vierten Stock eines Miethauses mit Blick über die nächsten Häuser hinweg nach Norden bis zum Jura. In der Nacht blinken die Scheinwerfer auf dem Weissenstein bei Solothurn. Selbstverständlich sehe ich von hier aus viele Dächer, aber nur wenige Flachdächer auf Anbauten. Die meisten Häuser sind ziegelgedeckt, viele davon mit Bieberschwanzziegeln. Neben dem Kirchturm ragen auch Bäume über die umliegenden Firste, einige Fichten, aber auch Ahorne und Linden – wie es sich für einen alten Dorfkern gehört. Ganz in der Nähe befindet ich der Bahnhof der Linie Bern–Biel, wo alle Viertelstunden ein Zug in jede Richtung hält. Hinter dem Haus verkehrt auch eine Buslinie mit ebenso vielen Bussen pro Stunde. Bei geschlossenen Fenstern tendiert die Lärmbelastung gegen Null. Kurz, ich bin zufrieden mit meinem Wohnort. Eigentlich überblicke ich ein Idyll...

...Idyll? – Trete ich da als Akademiker, pensionierter Beamter und eigentlicher «Städter» nicht in eine Falle? Ich weiss doch, dass wir alle hier in einer früher ländlichen Umgebung

ein zutiefst städtisches Leben führen. Ein Leben in urbanen Infrastrukturen für Energie, Wasser, Kommunikation, Nahrungsmittel, Konsumgüter, medizinischer Versorgung, Bildung, Abfall und Abwasser und vielem mehr. Aber, leben wir in dieser doppelsinnigen Umgebung, weil wir es uns leisten können oder weil unfähig sind, uns ein zeitgemässes unseren Umständen angepasstes Eigenbild aufzubauen? Bauen wir uns mit der unsichtbaren heutigen Infrastruktur und mit Versatzstücken aus einer ländlichen Vergangenheit eine sichtbar traditionelle Umgebung mit allen Annehmlichkeiten der modernen Stadt zusammen – eine Idylle eben? Wir lassen gerne zu, dass in unserer sichtbaren Umgebung die Miststöcke entfernt, die Bäche eingedohlt, die Kühe enthornt und entglockt, die Hähne vergast und die Kirchenglocken abgestellt werden. Wir nehmen in Kauf, dass unsere Lebensumgebung in kleinen Schritten verkommt und zu einer sinnentleerten Kulisse gerät – zu einem Idyll eben!

[ABB. 1] «Mein Blick aus dem Fenster»
(Fotos: M. Fröhlich und B. Thiebaud)



[ABB.2]

[ABB.2] München-
buchsee, Zentrum.

Halt mal!
Sind den Idylle «immer» künstlich?
Wohl schon:

Als Albrecht von Haller (1708–1777) im Gedicht «Die Alpen» 1729 die Oberländer zu Edlen Wilden erklärte, weil sie sich von Milch und Käse ernährten, blendete er die Sagen vom «Sennentuntschi» und von den «Friesenzügen» aus. Als Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) 1750 «Zurück zur Natur» rief, reagierte der französische Königshof mit dem Bau des «Hameau», eines Bauernhofs im Park von Trianon, wo die Königin in seidenem Schürzchen niedlich Ziegen melken konnte. Und als Salomon Gessner (1730–1788) seine «Idyllen» 1756 und 1772 publizierte, dachte er zwar an englische Landschaftsgärten, aber nicht daran, dass diese ja nicht aus der Liebe zur Natur entstanden waren, sondern als Plantagen für möglichst gerade wachsendes, kostbares Eichenholz, gesucht beim englischen Haus- und Schiffsbau.

Idyllen haben immer ein doppeltes Gesicht...!

Trotzdem, wenn ich mir vorstelle, wie sich die Aussicht aus meinem Fenster in etwa zwanzig Jahren präsentieren wird, beschleicht mich ein leiser Kummer:

Hinter unserem Haus, in Bahnhofsnähe werden nächstens sechsstöckige Wohn- Büro und Verwaltungsbauten auf dem Areal eines früheren Baugeschäfts errichtet. Die Villa des damaligen Baumeisters bleibt zwar stehen, auch eine grosse Platane und eine Linde sollten bleiben. Weil der Baugrund aber offenbar verseucht ist, werden wohl auch diese Bäume fallen. Vom recht üppigen Grün wird nicht viel übrig bleiben. Der «Dorfkern» wandelt sich langsam zur Bahnhof-Umgebung. Da fallen mir auch Stichwörter ein wie «Lidl lohnt sich», «Für mich und dich», «...in Deiner Nähe». Das eigene Gesicht des Dorfes wird sich nach und nach auflösen, wie eine Foto, die mit immer gröberen Pixeln wiedergegeben wird. –

Klar, ich jammere!

Ist es denn so schlecht, wenn hier in Zentrumsnähe vermehrt gewohnt wird, wenn Neuzuzüger (zu denen ich vor einigen Jahren auch gehörte) vom Zentrumsangebot, von Grossverteilern (die schon da sind), von Detaillisten (die noch da sind) und vom nahen öffentlichen Verkehr profitieren, Steuern bezahlen, Kinder in die nahen Schulen schicken, im Männerchor mitsingen, vielleicht sogar mit ihrer Stimme das Abstimmungsverhalten der Gemeinde beeinflussen?

Verteidige ich hier nur das Privileg meiner eigenen heute guten Wohnsituation, die mir all das gibt, was Zuzüger in den künftigen Neubauten auch geniessen werden? Will ich einfach, dass es so bleibt, wie es ist, weil es mich zur Zeit befriedigt?



[ABB.3]

[ABB.3] München-
buchsee, Zentrum,
ein Blick weiter.

Als «homo semi politicus» müsste ich doch Vorteile und Nachteile gegeneinander abwägen und mich in meiner Beurteilung nicht egoistisch nur von den eigenen Vorteilen leiten lassen (das tun andere schon genug, wenn sie Steueroasen zu Wohnsitzen auswählen – oder wenn auch das noch nicht reicht – in die USA auswandern – oder nach Russland – je nach dem!).

Wo finde ich einigermaßen objektive Massstäbe zur Beurteilung, was den Menschen, den Gemeinden, der Umwelt und der «Heimat» gleichermassen dient.

Wenn ich hier neben der Umwelt auch noch von «Heimat» schreibe, so meine ich damit, dass es in der näheren Umgebung noch mehr Wertvolles geben muss als saubere Luft, gutes Trinkwasser und Energie, die nicht krank macht. Das alles ist zwar lebenswichtig, aber es schafft keine Identität mit dem Wohnort und seinem Umland. Dazu braucht es den Glockenschlag der nahen Kirche, das frühe Rattern der Kehrichtabfuhr, den sommerlichen Sonnenuntergang hinter dem Schüpberg und den Ärger über die gegenwärtige Dorfpolitik. Und dazu gehören auch die Menschen, die Nachbarn oder andere Bewohner. Zur Zeit lebt das «Dorf» (mit fast 10'000 Einwohnern) an einer sehr einschneidenden Grenze: «Man» grüsst sich noch auf der Strasse – wie im Dorf. Aber «man» muss etwas tun dafür: Selber aktiv grüssen, dann kommt vielleicht ein zaghaftes «Grüssäch» zurück. Es gibt aber Leute, die mit Körperhaltung signalisieren, dass sie nicht gegrüsst werden wollen und solche, die schon «gar nichts» hören. Ich denke, diese «Grenze» unterscheidet Dorf und «Agglo» besser, als statistische Kennziffern.

Über dem Schreiben spüre ich, wie sehr ich bereit bin, das Heute zu verteidigen, und wie sehr sich mein Inneres weigert, sich ein Bild zu machen, von dem was in zehn oder zwanzig Jahren sein wird.

Aber machen wir uns doch auf und tragen einige Grundwerte zusammen:

Dichte

Jane Jacobs postulierte 1961 (deutsch 1963) [1], dass eine Grossstadt erst lebe, wenn die Bruttogeschossfläche eines Hauses mindestens sechs mal so gross sei, wie die Grundfläche seiner Liegenschaft. Noch 1965 lehrte Albert Heinrich Steiner [2] an der ETH, dass eine Bruttogeschossfläche über 1 unweigerlich zur Verslumung einer Stadt oder eines Quartiers führe.... Damals hatte Steiner unrecht. Die Berner Altstadt hat eine Bruttogeschossfläche von sehr weit über 1. Es gab damals in der «Matte» noch slumartige Wohnverhältnisse.

[1] Jane Jacobs, *The death and Life of Great American Cities*, deutsch: *Tod und Leben amerikanischer Grossstädte*, Ullstein, Bauweltfundamente Bd 4, Berlin etc. 1963

[2] Albert Heinrich Steiner (1905–1996), 1943–1957 Stadtbaumeister von Zürich, 1957–1970 Professor ETH Zürich für Architektur und Städtebau, Architekt der 1. Etappe der ETH Höggerberg in Zürich.

[3] Michael Stettler; «Medaillon», Informationen aus der Bürgergemeinde Bern, Nr. 9, November 2008

[4] Nach: Credit Suisse, Immobilienmarkt 2013, Seite 23.

Es gab aber 1954 auch die Bewegung zum Erhalt der «Ischi-Häuser» [3], als heruntergekommene Häuser zwischen Gerechtigkeits- und Junkerngasse abgebrochen werden sollten. Es gab am «Rohr», unterhalb des Zytglogge 1980 noch fünf Metzgereien und ebenso viele Bäckereien und einen wöchentlichen Gassenmarkt in den Lauben. Seither nimmt die Zahl der Altstadtbewohner – bei gleich bleibendem Nutzvolumen – stetig ab. Die Wohnungen werden bis in immer höhere Stockwerke von Büros und «Freizeitangeboten» belegt. NUN beginnt die «Ver-

slummung», besser gesagt, die Verwahrlosung der Altstadt – aber nicht weil die Bruttogeschossfläche zu hoch ist, sondern, weil die Zahl der Bewohner drastisch zurück gegangen ist und damit die Sozialkontrolle (besser: der soziale Zusammenhalt der Bewohner) schwindet. Nur etwa 5% aller Wohnungen in der Schweiz liegen in einem 4. Stock und etwa gleich viele noch darüber. 90% aller Wohnungen liegen im Erdgeschoss oder in den Stockwerken 1 bis 3. Bereits im 3. Stock sind es auch nur noch 10% [4]. In diesen Zahlen sind die Einfamilienhaus-Teppiche nicht enthalten. Die «Bodenhaftung» der Schweizer ist also noch um einiges höher.

Strukturkosten

Es ist längst bekannt, dass die Infrastrukturkosten der Gemeinden zur Erschliessung von Bauland für Einfamilienhaus-Quartiere wesentlich höher sind, als die Steuereinnahmen aus diesen Einfamilienhäusern. Und dennoch stellen immer noch die Einfamilienhäuser 57% aller Wohngebäude in der Schweiz – das sind nicht in erster Linie die (ehemaligen) Bauernhäuser in den Bergen, sondern all die Reihenhäuser in den Agglos, die Villen an den besonnten Hängen der Vororte und die Bauten in den Wohnhauszonen, die den «Stolz» aller Gemeinden ausmachen.

Das heisst demnach, dass die Bewohner von Mietwohnungen und von Stockwerkeigentum in den übrigen 43% aller Wohnbauten den Luxus der Eigenheimbesitzer (mit)finanzieren...

Mobilität: «because we can (afford it)»

Weil wir es uns leisten können, spielt sich unser Leben auf räumlich weit auseinander liegenden Bühnen ab. Die einzelnen Szenen des Tagesdramas (Arbeiten, Freizeit, Ferien, Freunde, Familie und Zuhause) können wir leicht auf verschiedenen Bühnen aufführen, die bis zu zu 200km auseinander liegen. Wir schimpfen zwar über übervolle Busse und Bahnen und über die chronisch verstopften Nationalstrassen. Aber da wir uns ein Statussymbol mit Carport, Garage oder Einstellhallenplatz leisten, nehmen wir auch die Unannehmlichkeiten und Kosten darum herum in Kauf – von den Kosten für die Autobahnvignette ganz zu schweigen.

Und all das «Blech» muss ja irgendwo stehen können. Die kantonalen Baugesetze schreiben also genügend Parkierungsflächen auf den den Liegenschaften von Neubauten vor. Aber, was ist genügend, was zu wenig, was zu viel? Je nach der Einstellung zum «Untersatz» wird die Antwort unterschiedlich ausfallen – gute Lösungen sind nicht in Sicht.

Aber es wäre schon einmal einen Versuch wert, das Parkieren auf öffentlichen Strassen und Trottoirs zu verbieten (weil diese für den rollenden und nicht für den stehenden MIV (motorisierter Individualverkehr) DA sind. Das Verbot müsste dann allerdings auch noch durchgesetzt werden...!

Visionen

In einer gewissen Sorge um die Zukunft meines Wohnorts lebe ich dauernd. Aus diese Sorge heraus schreibe ich hier. Ich meine halt, dass die Verwurzelung mit dem eigenen Wohnort einen beträchtlichen Teil der Lebensqualität ausmache, auch wenn wir das nicht immer so wahrnehmen. Weil wir uns nicht in erster Linie mit unserem engeren Wohnort, der Talstrasse 27 oder dem Hügelweg 16 identifizieren, sondern mit dem Glockenschlag der Turmuhr, dem Brotgeruch der nahen Bäckerei am frühen Morgen, dem Schuhladen an der Bushaltestelle und dem Dorf-Café an der Hauptstrasse, scheint es mir wichtig, dass sich das Zentrum meines Wohnorts nicht rasant verändert. Bei den entfernteren Quartieren bin ich mir da nicht so sicher. Würden wir des nicht begrüssen, wenn der Dorfbach wieder ausgedöhlt würde, wenn der eingegangene Laden an einer Quartierstrasse wieder als Geschäft und nicht mehr als Wohnung genutzt würde?

Solche sanften Veränderungen würden die Wohnqualität heben – und nicht noch weiter absinken lassen. Das hiesse aber, dass in diesen entfernteren Quartieren mehr Menschen wohnten und die Einfamilienhäuser Wohnhäusern wichen, in denen nicht nur drei sondern dreissig Menschen wohnten. Diese trügen dann auch die Infrastruktur im Quartier und unterstützten damit die Gemeinde auch finanziell recht lebhaft.

Diese Sicht vermindern meine Sorge um den Wandel der Zentrumsstruktur hier in Münchenbuchsee.

Sie zeigen mir auch Wege auf, wie dem Gebot der Verdichtung nachgelebt werden müsste: Es müssten die Zonen mit Einfamilienhäuser verdichtet werden, damit dort mehr Menschen leben können und wollen, damit sich das öffentliche Leben wieder in die Wohnzonen ausdehnt und damit wieder mehr Leute ihr Auskommen an ihrem Wohnort finden... So könnte mein Wohnort, Münchenbuchsee (10km N von Bern), sein Zentrum und seine Identifikationskraft nicht nur behalten, sondern seine Strahlkraft verstärken, als eine Gemeinde, die ihr Eigenleben stärkt und ihre Mängel behebt:

«Brave New World»? – Vielleicht, aber doch einen Gedanken wert, oder?

Martin Fröhlich,
der Immanuel Dah für sein Mitlesen und Mitdenken dankt.